



Hochkultur: Reis, wohin auch das Auge blickt (l). Im zentralen Bergland dient jedes freie Fleckchen Erde dem Anbau. Ruht die Arbeit auf den Feldern, werden aus dem lehmigen Boden Ziegel gewonnen. Dabei müssen alle mit ran. Diese Frau schleppt 14 Stück!



FOTOS: LEHMANN, DPA

Der erste Rum ist für die Ahnen

MADAGASKAR Kult bestimmt noch heute das Leben auf der Ex-Pirateninsel

Madagaskar ist ein Séparé der Schöpfung. Durch die isolierte Lage konnten hier Pflanzen und Tiere überleben, die man sonst nirgends auf der Welt findet. Das Spannendste aber sind die Menschen.

Von Constanze Lehmann

Es fängt schon in der Hauptstadt an. Wie das Land trägt auch sie vier A im Namen. Antananarivo ist gleichermaßen Zungenbrecher und Geheimtipp für Stadt-Land-Fluss-Spieler hierzulande. Schnell wird klar: Mehr Vokale als Malagasy kann eine Sprache nicht haben. Doch dank unserer einst seetüchtigen Nachbarn ist Französisch noch immer weit verbreitet und Schulfach ab der ersten Klasse.



Stammgast: Der Indri ist der Hüne unter den Lemuren. Typisch sind das dicke Fell, der Stummelschwanz und die großen buschigen Ohren. Pro Tag verputzt der Halbaffe fast ein Kilo Blätter. Zum Neutralisieren nimmt er immer mal eine Fingerspitze Erde zu sich. Sonst steigt er nicht vom Baum, zum Schlafen kuschelt er sich in eine bequeme Astgabel.

Tana, wie die einzige Millionenstadt der Insel auch genannt wird, steht inmitten von Reisfeldern. Im Hochland wächst, was Madagassen mögen. Mit einem Pro-Kopf-Verbrauch von 120 Kilo pro Jahr lassen sie selbst die Asiaten weit hinter sich. Dreimal am Tag kommt das Getreide auf den Tisch – gekocht in riesigen Alutöpfen, in denen es regelmäßig anbäckt. Mit Wasser aufgegossen, entsteht aus dem Bodensatz ein Getränk, das in Flaschen abgefüllt und verkauft wird.

Samt der Einwanderer aus Südostasien kam vor etwa 500 Jahren auch der Reis ins Land. Kunstvoll angelegte Terrassen erinnern an berühmte Vorbilder auf Bali. In ihnen steckt die Arbeit von Generationen. Der Anbau ist noch heute reine Handarbeit. Am Ende werden die Körner in großen Holzmörsern geschält – tägliche Mühsal für die Frauen. Beim Kauen ist dennoch Vorsicht geboten, trotz aller Sorgfalt rutscht ab und zu mal ein Steinchen mit ins Essen. Wenn die Arbeit auf den Feldern ruht, werden aus Bauern dann Bauunternehmer. Bei der Ziegel-

herstellung packt die ganze Familie mit an. Der lehmige Boden wird in Formen gepresst und in der Sonne getrocknet. Nach einem ausgeklügelten System schichten die Männer aus den Rohlingen haushohe Meiler auf. Die werden mit Eukalyptusholz befeuert und geben zwei bis drei Tage weit sichtbare Rauchzeichen. In den gut 40.000 Steinen steckt ein Monat Arbeit. Der ganze Haufen bringt etwa 200.000 Ariary (gut 70 Euro) ein.

Lange haltbar sind die Ziegel dennoch nicht. Zehn Jahre, dann verfallen die Häuser und das Ganze wiederholt sich. Wann und wo gebaut werden soll, bestimmt der Ombiasa, der Zauberheiler. Als magisches Datum gilt der fünfte Tag nach Vollmond.

Viehdiebe bevorzugt: Bei der Brautwerbung haben sie die besten Karten

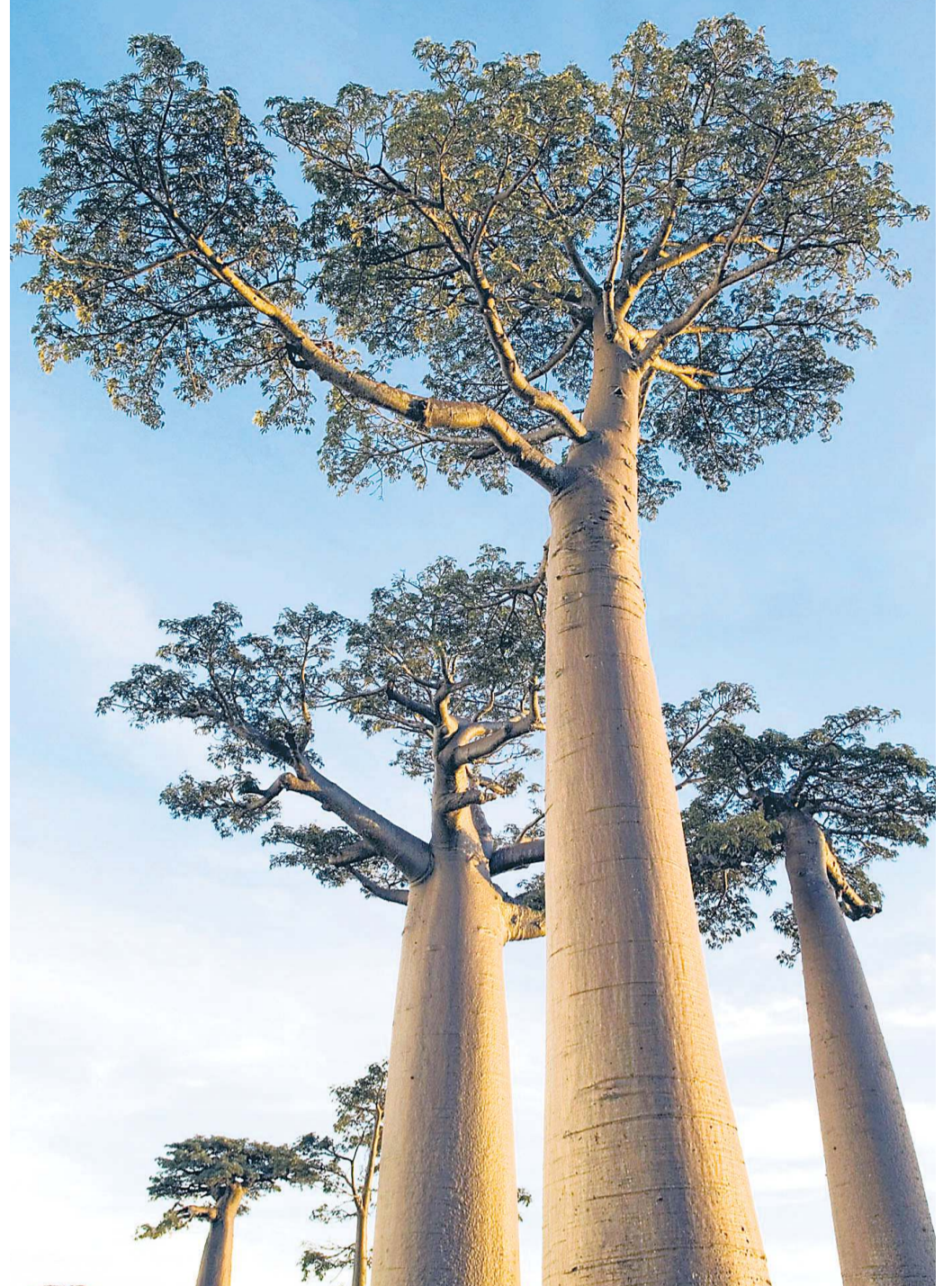
Wichtig ist vor allem die Nord-Süd-Ausrichtung. Die Bergdörfer wirken dadurch wie am Reißbrett geplante Lego-Siedlungen. Es heißt, die Ost-West-Achse bringt Unglück. Und selbst im Innern folgen die zweistöckigen Bauten klaren Regeln. Der Nordosten ist für die Ahnenecke reserviert, schräg gegenüber steht neben der Tür der Reismörser. Hier wird im letzten Licht des Tages das Abendessen bereitet. Die Küche unterm Dach erkennt man an verrosteten Fensterluken. Gekocht wird selbst in den Städten noch mit Holzkohle. Doch die schwarzen Wände sind kein Makel, sondern Zeichen für die Gegenwart der Ahnen, die das Haus vor Unheil schützen.

Wie tief der traditionelle Glaube verwurzelt ist, zeigt ein Besuch bei August. Er ist Ombiasa in einem Betsileo-Dorf nahe des Ranomafana-Nationalparks. Seine bescheidene Bretterhütte beherbergt auf zwei mal drei Metern alles Lebensnotwendige: Bett, Tisch, Bank, Küchenutensilien, Radio und Fernseher. Bei Zwisst im Dorf, Kinderlosigkeit und ähnlichen Sorgen ist sein Wissen gefragt. Die Zeremonie findet in einem winzigen Raum nebenan statt. August bindet ein rotes Band um den Kopf. So hat er einen besseren Draht zu den Ahnen. Der Kontakt zu ihnen ist das Wichtigste an der ganzen

Prozedur. Mit einem Gläschen Rum werden sie erst einmal milde gestimmt. Der Zauberer murmelt geheimnisvolle Gebete und hantiert mit seinen Utensilien. Die Lösung ist recht simpel: Der Klient erhält einige geraspelte Holzstücke und den Rat, wen er in den nächsten Wochen meiden soll. Bezahlt wird in Rum und Ariary.

Der Respekt vor den Ahnen ist Kern des Glaubens. Ihren Höhenpunkt erreicht die Verehrung zur Umbettungsfeier. Bei den Bara ist es nach vier bis sechs Jahren so weit. Dann werden die Gebeine aus dem Grab geholt, sorgfältig gewaschen, in Leinentüchern gehüllt und feierlich durchs Dorf getragen. Es gibt Musik und Tanz sowie reichlich Rum und Essen. Oft schlachtet die Familie extra ein Rind, um Nachbarn und Verwandte angemessen zu bewirten. Derweil wird dem Verstorbenen berichtet, was in seiner Abwesenheit so alles passiert ist – wer geheiratet oder ein Kind bekommen hat, wer weggezogen ist oder gebaut hat. Es wird ausgelassen gefeiert – ohne jede Spur von Trauer. Schließlich hat man den Schlafenden ja extra geweckt, um ihn dabei zu haben. Die Bara betten ihre Ahnen nur einmal um, andere Völker der Insel tun das regelmäßig. Ein kostspieliges Ritual für die dann echt teuren Toten.

Ähnlich wie die Ahnen verehren die Bara nur ihre Zebus. Die Buckelrinder gelten als Inbegriff der Schönheit und der Vergleich einer Frau mit einer Kuh als nicht zu topfendes Kompliment. Ein Tier kostet etwa 1,4 Millionen Ariary (500 Euro) – für madagassische Verhältnisse ein Vermögen. Wohl gerade deshalb macht erst der Viehdiebstahl aus einem Bara-Mann einen richtigen Kerl. Wer seinem künftigen Schwiegervater die Papiere vorlegt, die die Haftentlassung nach Rinderklau belegen, der hat die Braut fast sicher. Die Verhandlungen um den Preis der Frau können allerdings bis zwei Tage dauern. Für den Verlust der Arbeitskraft kann ihre Familie von einem reichen Mann immerhin zehn Zebus fordern.



Dickhäuter: Baobabs sind spektakuläre Bäume. Unter ihrer bis 10 cm dicken Rinde speichern sie Wasser. Ein Geheimtipp für Rinder am Ende der Trockenzeit. In der Nähe von Morondava steht diese berühmte Allee.



Spitze: Madagaskar ist weltgrößter Vanilleerzeuger. Bestäubt wird nur per Hand.



Stielauge: Chamäleons entgeht fast nichts. Ihre extrem beweglichen Augen haben einen toten Winkel von nur 18 Grad.

Informationen

- **Einreise:** Deutsche benötigen einen Reisepass, der bei der Ausreise noch mindestens sechs Monate gültig ist. Ein Visum wird am Flughafen erteilt, ist derzeit sogar kostenlos.
- **Land & Leute:** Madagaskar liegt im Indischen Ozean, etwa 400 Kilometer vor der Südostküste Afrikas. Die viertgrößte Insel der Erde fasst etwa eineinhalb mal die Bundesrepublik. 18 Volksgruppen leben hier. Die ehemalige französische Kolonie wurde 1960 unabhängig und ist heute Präsidentschaftsrepublik.
- **Klima:** An den Küsten herrscht tropisches Klima, im Landesinneren ist es deutlich kühler und trockener. Die feuchtesten Region ist die Ostküste. Der Niederschlag nimmt zum Südwesten hin ab. Die beste

Reisezeit ist während der trockenen Monate Mai bis Oktober.

- **Gesundheit:** Empfohlen wird Malaria-Prophylaxe. Eine tropenmedizinische Beratung vor Reiseantritt ist ratsam.
- **Geld:** Landeswährung ist der Ariary (MGA). Für einen Euro erhält man etwa 2830 Ariary.
- **Veranstalter:** Die im Beitrag beschriebenen Orte sind Stationen der Expeditions-Studienreise „Madagaskar – die Gewürzinsel“ von Studiosus Reisen. Die 21-tägige Tour führt von der Hauptstadt übers zentrale Hochland durch die wichtigsten Nationalparks zu den Stränden der Westküste. Fünf Termine für 2012, Preise ab 4495 Euro, Infos: ☎ 00 800 / 24 02 24 02 (gebührenfrei), www.studiosus.com



Grafik: Isotype

Dem traditionellen Ahnenkult verdanken die Indris ihr Überleben. Die größten Lemuren werden nicht gejagt, weil sie fady sind. Das religiöse Tabu bewahrt sie vor der Bratpfanne. Der Legende nach kehrten zwei Betsimisaraka-Männer nicht aus dem Wald zurück. Auf der Suche nach ihnen fand man einige Indris. Damit war klar: Die Seelen der Verstorbenen leben unter dem wuschligen Fell weiter. Inzwischen sind die Halbaffen zum Markenzeichen Madagaskars geworden. Wer sie sehen will, muss hierher kommen. In Zoos sucht man die Baumbewohner vergeblich. Alle Zuchtprogramme sind bisher gescheitert – weltweit.

Ohne Regenwald keine Indris. Und da auch der bedroht ist, stehen die Tiere seit Jahren auf der Roten Liste. Prädikat: stark gefährdet. Angaben über den Bestand schwanken zwischen 1000 und 10000. Einige davon haben an diesem Vormittag ein Affentänzchen mit den Nachbarn. Ohrenbetäubender Lärm weist den Weg durch das Périnet-Naturreservat. Gut gebrüllt, Indri! Das frühe Aufstehen hat sich gelohnt: Es ist ein erhabenes Gefühl, die seltenen Tiere zu erleben. Der Besuch stört die Kontrahenten nicht. Revier und Ehre stehen auf dem Spiel, da zählt jedes Dezibel. Plötzlich ändert sich die Tonlage: Die Fronten sind ge-

klärt. Der Siegerclan trollt sich in höher gelegene Astgabeln und lässt sich die Sonne auf den Pelz scheinen. Indris sind treu – dem Revier und dem Partner. Und sie sind Familientypen. Die ersten fünf Monate baumeln die Jungen am Bauch der Mutter, danach satteln sie vier Monate auf den Rücken um. Auch wenn sie dann selbstständig durch die Wipfel hangeln, bleiben sie bei den Eltern. Erst mit etwa sieben bis neun Jahren gehen sie eigene Wege. Die Weibchen bekommen bis 45 nur etwa alle drei bis vier Jahre ein Junges, pro Familie sind das also zehn bis 15 Nachkommen. Für die Rote Liste viel zu wenig.